

## Neues über den Krieg?

Einige Anmerkungen zum Stand der Kriegsforschung in den Internationalen Beziehungen

*In der quantitativen Forschung zum Kriegsgeschehen nach 1945 ist es in den vergangenen Jahren zu einem begrenzten Konsens über die Hauptlinien der Entwicklung gewaltssamer Massenkonflikte gekommen: Nicht zwischenstaatliche Kriege, sondern innerstaatliche Konfrontationen in den Regionen der so genannten Dritten Welt dominieren das Kriegsgeschehen. Der Beitrag untersucht anhand einiger prominenter Publikationen der vergangenen fünf Jahre die in der Disziplin vorliegenden Erklärungsansätze und versucht, einige forschungsstrategische Folgerungen daraus abzuleiten.*

### 1. Begriff und Wirklichkeit des Krieges<sup>1</sup>

Dass die wissenschaftliche Fassung des Gegenstandes »Krieg« umstritten ist, hat seinen Grund nicht zuletzt in dessen politischen Charakter. Denn in jedem einzelnen Fall hat die Kennzeichnung eines Konfliktes als Krieg auch immer eine politische Konnotation. Zudem bestimmt neben politischen Absichten und Haltungen auch der allgemeine Sprachgebrauch und sein Niederschlag in »offiziellen« Texten wie Schulbüchern und Zeitungen die Verwendungsweisen des Begriffs. Doch die gängigen Definitionen und Operationalisierungen des Begriffs Krieg in den Sozialwissenschaften sind aus anderen Gründen in die Kritik geraten.<sup>2</sup>

Die meisten Benutzungsvarianten des Ausdrucks »Krieg« sind um den Begriff des Staates zentriert. Das gilt auch für die Internationalen Beziehungen, für die bewaffnete Konflikte zwischen Staaten ein Gründungsthema gewesen sind. Gemäß der dominanten US-amerikanischen Fachsprache bezeichnet der Ausdruck »war« den klassischen zwischenstaatlichen Krieg, von dem »civil war« und »rebellion« sowie »revolution« unterschieden werden. Die meisten politikwissenschaftlichen Ansätze, die sich mit Kriegen beschäftigen, nehmen das Merkmal der Staatlichkeit mindestens eines Akteurs als Abgrenzungskriterium auf, um den Krieg von anderen Formen organisierter Massengewalt zu unterscheiden. In der jüngeren Forschung haben nun kritische Stellungnahmen gegenüber solchen Definitionen zugenommen. Das

- 
- 1 Der Autor dankt Dietrich Jung und Eckart Bolsinger, den Gutachtern und der Redaktion der ZIB für Hinweise und Kritiken zu früheren Fassungen dieses Textes.
  - 2 In jedem Krieg lässt sich diese politische Dimension der Zuschreibung erkennen. Im innerstaatlichen Krieg in Algerien sprechen die einen von »la guerre«, die anderen von »les événements«. Vgl. auch die Argumente jüngerer soziologischer Arbeiten zur Abgrenzung des Gegenstands, die Trutz von Trotha (1999, 2000: 32) resümiert, vgl. auch Imbusch (2000).

hängt mit dem Formwandel politischer Gewalt zwischen und innerhalb von Staaten zusammen, um deren wissenschaftliche Aufarbeitung es in diesem Beitrag gehen soll.<sup>3</sup>

So plausibel die aus der US-amerikanischen Diskussion stammenden Unterscheidungen für die Betrachtung von gewaltsamen Massenkonflikten für lange historische Zeiträume gewesen sein mögen, so problematisch sind sie in ihrem Gebrauch mittlerweile geworden. Nimmt man das Merkmal der Staatlichkeit *ad nomine*, d.h. betrachtet man all das als Staat, was sich Staat nennt, dann führt die Unterscheidung in der Tat Differenzen ein, die nicht unbedingt plausibel sind. Das trifft zum Beispiel auf jene Kriege zu, in denen Staatlichkeit kaum institutionalisiert ist und vor allem als Behauptung existiert wie in Afghanistan, Sierra Leone oder der DR Kongo. Die Identifizierung des staatlichen Akteurs ist in diesen Fällen eine politische Entscheidung, keine allein wissenschaftliche.

Doch nicht erst in der Phase der »Entstaatlichung des Krieges« (van Creveld 1991; Münkler 2001), sondern schon weit davor war die Unterscheidung von zwischenstaatlichen und innerstaatlichen Kriegen begründungsbedürftig geworden, weil auch sie, etwa im Falle von Sezessionskriegen, eine politische Kennzeichnung und damit eine Stellungnahme ist. Das gilt ebenso, wenn Kriege von Revolutionen und Rebellionen unterschieden werden.

Aber nicht nur in der begrifflichen Fassung des Gegenstands zeigen sich Ungleichgewichte der wissenschaftlichen Behandlung. Die Beschäftigung mit dem Thema Krieg ist zudem von außerwissenschaftlichen Entwicklungen beeinflusst. So sorgt die »Aufmerksamkeitsfalle« für eine hohe Prämie auf Publikationen, die sich im Fahrwasser politischer Diskussionen bewegen. In Europa war es vor allem der kriegerische Zerfall Jugoslawiens, der zu einer allgemeinen Renaissance des Themas geführt hat. Die »Relevanz« eines Falls und eines Gegenstands wird so häufig nicht von der Sache her entschieden, sondern ist vielfach eine Funktion der Nähe zu politischen Diskursen.<sup>4</sup>

In dieser Hinsicht unterscheiden sich die gegenwärtigen Zeiten des großen internationalen Engagements auf dem Balkan und der vermehrten internationalen Bemühungen um die Einhegung, Vermeidung und Verregelung innerstaatlicher Kriege nicht von früheren. Der Zeitpunkt für ein kurzes Resümee von Forschungsbeiträgen

- 
- 3 Themen wie die Diskussion um Bedingungen erfolgreicher »humanitärer Interventionen«, um die Möglichkeiten und Grenzen der Kriegsbeendigung und Friedensregelung und auch der Erklärung des »demokratischen Friedens« können in diesem Literaturbericht hingegen nur am Rande behandelt werden.
  - 4 Ein Beispiel mag dies verdeutlichen: Im Jahre 1999 fanden sich in den deutschen Zeitschriften, die im weitesten Sinne wissenschaftliche Beiträge zur internationalen Politik publizieren (Blätter für deutsche und internationale Politik, Zeitschrift für Internationale Beziehungen, Internationale Politik, Internationale Politik und Gesellschaft) 37 Beiträge, Dokumente und Buchrezensionen zu den Kriegen um die staatliche Neuordnung Jugoslawiens. Der zeitgleich stattfindende Krieg auf dem Territorium der DR Kongo (vormals Zaire), an dem ebenfalls mehrere zehntausend Truppen beteiligt waren (vgl. Shearer 1999), war dagegen nur Gegenstand eines einzigen Beitrags, einer Buchrezension, in den gleichen Journalen. Die Disziplin hat dieses Ungleichgewicht, das sicher auch andere Gegenstandsbereiche betrifft, bisher nicht thematisiert.

ist aber günstig, weil sich in den vergangenen Jahren einerseits ein – wenn auch begrenzter – Konsens über die wesentlichen Entwicklungslinien des Kriegsgeschehens in der Periode nach 1945 herausgebildet hat, und weil andererseits die im Zentrum dieses Beitrags stehenden Publikationen entweder ihrerseits ganze Forschungsbereiche zusammenfassen oder aber neue Forschungsfragen aufwerfen.<sup>5</sup>

Es mutet zwar einigermaßen erstaunlich an, dass es in der quantitativen »Kriegsvorkommensforschung« in den vergangenen Jahren zu einem gewissen Konsens über die beobachtete Realität gekommen ist, so verschieden sind ihre operationalisierten Definitionen, die beobachteten Zeiträume und Arbeitsweisen. Lässt man die immer etwas unterschiedliche Nomenklatur einmal außer Acht, dann lassen sich aus den Arbeiten verschiedener Autoren und Arbeitsgruppen folgende Befunde festhalten:<sup>6</sup>

(1) Die Zahl der pro Jahr weltweit geführten Kriege hat seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs deutlich zugenommen. Ihren vorläufigen Höhepunkt fand diese Entwicklung Anfang der Neunzigerjahre. Seitdem hat sich die Zahl der pro Jahr geführten Kriege wieder auf einem etwas niedrigeren Niveau eingependelt.

(2) Die weit überwiegende Zahl der Kriege nach dem Zweiten Weltkrieg sind innerstaatliche Kriege. Im Vergleich zu früheren Zeiträumen und im Verhältnis zur stark gewachsenen Zahl der Staaten ist der Anteil zwischenstaatlicher Kriege am globalen Kriegsgeschehen stark zurückgegangen.

(3) Mehr als 90% aller nach 1945 geführten Kriege fanden in den Regionen der so genannten Dritten Welt statt. Andere Regionen wie Nordamerika, weite Teile Europas und seit etwa 1960 auch Ostasien sind dagegen von kriegerischen Ereignissen verschont geblieben.

(4) Innerstaatliche Kriege zeichnen sich durch eine deutlich längere durchschnittliche Dauer und größere Schwierigkeiten bei der friedlichen Regelung aus. Sie sind erheblich seltener durch Vermittlungen dritter Parteien, insbesondere internationaler Organisationen, beendet worden.

Das Kriegsgeschehen nach 1945 wird demnach durch innerstaatliche Kriege dominiert, die überwiegend in den Regionen der »Dritten Welt« stattfinden<sup>7</sup>, wäh-

5 Im Mittelpunkt dieses Überblicks stehen folgende Werke: Daase (2000), Vasquez (1993), Geller/Singer (1998), Jean/Rufin (1996), van Creveld (1991) und Holsti (1996), also Werke, die entweder die Ergebnisse längerer Forschungsbemühungen zusammenfassen oder aber neue Perspektiven auf die Thematik eröffnen. Vgl. auch die Sammelrezension von Ettrich (2001), die das Werk von Mary Kaldor (1999) und weitere Literatur behandelt.

6 Diese Befunde finden sich – unterschiedlich stark erläutert und differenziert – bei Holsti (1996: 20–25), Gantzel/Meyer-Stamer (1986) und Gantzel/Schwinghammer (1995), Henderson/Singer (2000), Singer (1991), Wallenstein/Sollenberg (2000), vgl. auch Pfetsch (1991) und Pfetsch/Rohloff (2000). Ich folge hier und im Folgenden der Nomenklatur der von Klaus Jürgen Gantzel initiierten »Arbeitsgemeinschaft Kriegsursachenforschung« (AKUF), vgl. die Erläuterungen zur dort verwendeten Kriegsdefinition in: [www.akuf.de](http://www.akuf.de).

7 Daneben gibt es noch eine ganze Reihe von Einzelbefunden, die von den meisten der genannten Autoren geteilt werden, und die ebenso einer bündigen Erklärung harren. Zu nennen wäre hier etwa die Frage nach dem relativen Frieden in Ostasien, der fast vollständigen Abwesenheit zwischenstaatlicher Kriege in Südamerika (vgl. Holsti 1996, Kap. 8) oder die offenbar besonders kriegsträchtige Rolle bestimmter Staaten, die eine überdurchschnittlich hohe Kriegsbeteiligung aufweisen wie die USA, Großbritannien, aber auch Indien, Syrien oder der Irak und die VR China.

rend die klassische Form, der Krieg zwischen Staaten, an relativer Häufigkeit nachgelassen hat.

Als Leitlinie dieses Beitrags kann daher die Frage dienen, welche Beiträge aus den Internationalen Beziehungen zur Erklärung dieser empirischen Befunde entwickelt wurden, wieviel Plausibilität die einzelnen Erklärungsangebote für sich genommen und im Kontext der Forschung insgesamt beanspruchen können und welche Desiderata der Forschung sich daraus formulieren lassen. Dabei widmet dieser Aufsatz zwei Aspekten, die eng miteinander zusammenhängen, besondere Aufmerksamkeit: den inhaltlichen Fortschritten der Kriegsursachenforschung einerseits und ihren methodologischen Problemen und Lösungsansätzen andererseits. Je nach Art der besprochenen Literatur tritt der eine oder andere Aspekt stärker in den Vordergrund.

## 2. *Realismus und die Welt der Zahlen – die klassische Kriegsforschung in den Internationalen Beziehungen*

Die klassische Kriegsforschung in den Internationalen Beziehungen hat sich vor allem in einigen quantitativ ausgerichteten Großprojekten ausgeprägt, unter denen das seit nahezu vierzig Jahren betriebene *Correlates of War*-Projekt (CoW) an der University of Michigan eine zentrale Stellung einnimmt.<sup>8</sup> Angesichts der Tatsache, dass Kriege statistisch gesehen relativ seltene Ereignisse sind, mutet das Ausmaß und der technische Aufwand quantitativer Forschungsanstrengungen zwar etwas eigenständig an. Doch nicht allein die Daten zu Kriegen – im Falle des CoW-Projekts aller Kriege seit 1816 –, sondern ebenso eine Fülle von anderen quantifizierten Variablen werden in den Arbeiten dieser Schule korreliert, um kriegsähnliche Faktoren zu bestimmen. Das Vorgehen dieser Schule ist am Behavioralismus orientiert und daher streng induktiv: Nicht die Formulierung von theoretisch informierten Thesen und theoretische Zusammenhänge sollen die Erkenntnis anleiten, sondern die möglichst umfassende datenbasierte Erfassung des »historical record« (vgl. Singer 1990). Das Ziel dieser Forschungsrichtung war und ist die Aufdeckung jener »Gesetze«, die nach dem *covering-law*-Modell der naturwissenschaftlichen Erklärung für alle Fälle geltende Ableitungen des empirischen Vorkommens von Kriegen bieten.

Daniel Geller und David Singer fassen in ihrem 1998 vorgelegten Band die Ergebnisse der Forschungsbemühungen dieser Schule zusammen, die mittlerweile in rund 600 Aufsätzen und einigen dutzend Monographien mit quantitativen Methoden erarbeitet wurden. Diese Beiträge versuchen durchgängig, Zusammenhänge zwischen dem Vorkommen von Kriegen und Merkmalen und Faktoren von Staaten und Strukturen des internationalen Systems zu etablieren. Untersucht werden in den resümierten Studien Allianzen, Dyaden, Hierarchien im internationalen System, Machtzyklen und »Kapazitäten« von Staaten.

---

8 Gleichwohl reichen die Bemühungen, über »Listen« und komplexere Datensammlungen den Ursachen der Kriege auf die Spur zu kommen, bis an den Anfang des 20. Jahrhunderts zurück, vgl. Merritt/Zinnes (1990).

Geller und Singer widmen sich kapitelweise Entscheidungsmodellen, der Kriegsneigung von Staaten, Staatenbeziehungen und Systemen, indem sie die hierzu vorliegende Literatur der quantitativen Kriegsforschung resümieren. Zwei Fallstudien über den Ersten Weltkrieg und den Krieg zwischen Irak und Iran, in gängiger Manier dieses Forschungsstromes aus statistischem Material und Sekundärliteratur erstellt, sollen abschließend Aufschluss über die insgesamt sehr heterogenen und kaum integrierbaren Befunde dieser Forschungsrichtung geben. Die Funktionsweise der Regime, ihre innenpolitischen Kontexte und ihre politischen Doktrinen werden dabei ausgeblendet, wie dies die quantitative Forschung generell tut.

Diesen schwerwiegenden Mangel der quantitativen Kriegsforschung überwinden auch Singer und Geller nicht. Die beiden Autoren distanzieren sich zwar explizit von den politischen Annahmen des Realismus (1998: 7), doch sie bleiben wie der gesamte Forschungsstrom, dessen Ergebnisse sie zusammenfassen, der Begriffsprache und der Kategorien eines realistischen Verständnisses der Politik verhaftet. Dementsprechend gehen Geller und Singer von einem einfachen Rationalitätsmodell aus (1998: 31-47). Unterscheidungen zwischen unterschiedlichen Handlungslügen nach historischen Epochen oder der Ausbreitung politischer Formen werden in dieses Annahmenset nicht eingeführt. Die Ergebnisse dieser Zusammenschau kommen so über gängige Aussagen des Realismus nicht hinaus: Faktoren, die die Wahrscheinlichkeit kriegerischer Konflikte zwischen Staaten erhöhen, seien die Machtstellung eines Staates im internationalen System, die Zahl seiner Grenzen und seine Einbindung in Allianzen (1998: 193). Auf der »Ebene des internationalen Systems« seien instabile Hierarchien, die Gesamtzahl der zwischenstaatlichen Grenzen sowie die Häufigkeit von Bürgerkriegen und Revolutionen solche Faktoren, die kriegerische Konflikte wahrscheinlicher machen (1998: 195).

Neben diesen enttäuschend allgemeinen und für den historisch halbwegs Informierten sicher nicht sonderlich überraschenden Einsichten liefern Singer und Geller zwar noch einige detailliertere Befunde, etwa über die Ambivalenz des ökonomischen Entwicklungsstandes als Korrelat des Krieges (1998: 92-95) oder die Verlagerung des Kriegsgeschehens nach 1945 von Europa in andere Erdteile (1998: 111). Besonders beeindruckend ist die Lektüre dieser Summe der Ergebnisse allerdings nicht. Die vermeintlich »theoriefreie«, induktive, allein auf Korrelationen ausgerichtete Forschung, die das Vorkommen von Kriegen transhistorisch dermaßen eingeschränkt untersucht, stößt damit immer wieder an dieselbe Grenze: Weil sie sich von den quasi-realistischen Konzepten und Gedanken, die das Alltagsverständnis internationaler Politik bestimmten, nicht emanzipiert, kommt sie über Bestätigungen und Ablehnungen dieser Aussagen nicht hinaus. Und weil sie ignoriert, dass theoriefreie Tatsachen nicht existieren, kann sie nur das an Gehalten hervorbringen, was sie unerkannt in die Fassung ihrer Empirie hineinträgt: eine Standardauffassung der internationalen Beziehungen, die sich weitgehend am Begriffsbestand des Realismus orientiert.

Polemisch überspitzt ließe sich diese Entwicklung auch als eine verhängnisvolle Wahlverwandtschaft von Behavioralismus und Realismus bezeichnen. Beide verbindet die vollständige Ausblendung historischer Differenzen und die systematische Vernachlässigung sozialer und politischer Kontexte zugunsten von Aussagen hoher

Allgemeinheit. Aussagen und Theoreme des Realismus eignen sich deshalb für die Überprüfung in quantitativen Methoden in besonderer Weise, denn der Realismus befürwortet die historisch unterschiedslose Behandlung politischer Organisationen und ihrer Verhaltensweisen.

Frühere Zusammenfassungen des Forschungsstandes haben die wesentlichen Mängel dieser Forschungsrichtung und die Enttäuschung über ihre Ergebnisse schon mehrfach thematisiert (vgl. Dessler 1991; Gantzel 1981; Geiss 1972; Mendler/Schwiegler-Rohmeis 1989). Die Wirkungslosigkeit dieser Kritiken manifestiert sich jedoch im ungebrochenen Trend, mit Theorien rationaler Wahl und großem quantitativem Aufwand den Geheimnissen des Krieges auf die Spur zu kommen.<sup>9</sup> Für die Erklärung der oben skizzierten Haupttendenzen des Kriegsgeschehens nach 1945 kann diese auf zwischenstaatliche Kriege fokussierte Forschungsrichtung definitionsgemäß wenig beitragen. Sie hat aber selbst auf die wichtige Frage nach den Ursachen des relativen Rückgangs zwischenstaatlicher Kriege bisher noch keinen Antwortversuch vorgelegt.

Die klassische quantitative Kriegsforschung hat ihre Stärken, wenn es um die Feststellung der großen Tendenzen geht. Sie ist als Methode jedoch nicht in der Lage, eine Theorie des Krieges zu liefern. Sie operiert zudem mit einem begrifflichen Vorrat, der politische Kontexte nicht wirklich erfassen kann. Weil sie weite Teile der theoretischen Entwicklung und allgemein die interpretative Seite sozialwissenschaftlicher Arbeit systematisch ausklammert, bleibt sie auf Versuche beschränkt, eindeutige Korrelationen zwischen Großbegriffen wie »Demokratie«, »Handel« und »Frieden« herzustellen. Diese Versuche sind bisher fruchtlos geblieben oder kommen nicht über Einsichten hinaus, die auch sonst offen zu Tage liegen, wie etwa das Theorem des demokratischen Friedens. Ihr eigentliches Ziel, nämlich zu einer zusammenhängenden Erklärung von Kriegen zu gelangen, hat diese Forschungsrichtung nicht erreicht.

Es wäre jedoch ungerecht, diese Missstände allein der quantitativ arbeitenden Forschung anzulasten. Denn sie sind auch Ausdruck eines in der Disziplin insgesamt nicht hinreichend reflektierten Verhältnisses von Theorie und Methode. »Methoden hängen nicht vom methodischen Ideal ab sondern von der Sache« (Adorno 1987: 130), und Methoden sind nicht theorieneutral. In den Methodendiskussionen der Internationalen Beziehungen ist diese Problematik bisher noch nicht zum Thema geworden. Die Möglichkeiten und Grenzen der gelegentlich an Fetischismus grenzenden Mathematisierung der Gegenstände (vgl. Husserl 1982: 34-60) wären sicher zentrale Punkte einer solchermaßen erweiterten Diskussion.

### *3. Beginnt die Transformation der Kriegsforschung?*

Im gesamten Themenbereich lässt sich eine große Kluft zwischen theoretischen Angeboten und der Praxis der Forschung bemerken: Die Kategorisierungen und

9 Dies dokumentiert sich etwa in den Beiträgen, die die American Political Science Review zum Themenkreis publiziert, aber auch in den Beiträgen, die in Fachzeitschriften wie Journal of Peace Research, Journal of Conflict Resolution oder International Studies Quarterly dominieren.

Begrifflichkeiten, die den quantitativen Ansätzen und Analysen zugrunde liegen, spiegeln nur einen Bruchteil der in der Sozialtheorie oder auch der in den Internationalen Beziehungen diskutierten Theorien wider. Immerhin aber zeigt sich in einigen Arbeiten ein Aufbrechen der alten Positionen der quantitativen Forschung. So kommt es zur Auflösung mancher ihrer Verengungen wie der alleinigen Behandlung staatlicher Akteure, der Beschränkung auf zwischenstaatliche Kriege, ihres statisch analytischen Blicks, sowie der Zielfixierung auf eine Faktorensammlung. Einige dieser Veränderungen haben in den Neunzigerjahren selbst ehemalige Mitarbeiter des CoW-Projekts und dieses selbst erfasst (vgl. Sarkees 2000).

Die Fehlentwicklungen, die aus den bisherigen Beschränkungen resultieren, lassen sich fast an der gesamten quantitativen Kriegsforschung erkennen. In einem eindrucksvollen Versuch hatte John Vasquez es bereits 1993 unternommen, die Ergebnisse dieser Forschungsrichtung zu resümieren. Der Autor benennt zunächst einige zentrale Mängel der Kriegsursachenforschung, etwa die häufig nur unzureichend reflektierte theoretische Fundierung und überzogene Erklärungsansprüche. Breiten Raum widmet Vasquez dann der Erläuterung von Definitionsproblemen (Vasquez 1993: 14-40) und den Erfordernissen einer Typologisierung von Kriegen (Vasquez 1993: 51-83). Den Hauptteil des Werks macht aber der Versuch aus, die vorliegenden Ergebnisse der quantitativen Kriegsursachenforschung mit einem Schwerpunkt auf die zwischenstaatlichen Kriege nach der Napoleonischen Ära zu synthetisieren.

Vasquez' Vorgehen besteht dabei wiederum darin, die vor allem durch »Induktion« gewonnenen Ergebnisse der quantitativen Forschung zu sichten und nach Verbindungen durchzusehen. Dabei bestätigt sich zunächst der Befund, dass sich die realistische Theorie als ungeeignet erwiesen hat, das Vorkommen und die Escalation von kriegerischen Konflikten zwischen Staaten zu erklären (Vasquez 1993: 3). Tatsächlich ließe sich, so der Autor, die *eine* Erklärung des Krieges nicht finden, weil es unterschiedliche Typen von Krieg mit unterschiedlichen kausalen Pfaden gebe. Vasquez beansprucht, nur einen dieser Pfade näher bestimmen zu können, nämlich den des zwischenstaatlichen Krieges der Neuzeit (Vasquez 1993: 7). Demnach sind territoriale Fragen zwischen benachbarten Staaten im internationalen System der Neuzeit am häufigsten Gegenstand zwischenstaatlicher Kriege (Vasquez 1993: 121-152). Die bloße Existenz eines territorialen Disputs reiche als Kriegsursache indes nicht aus, notwendig sei auch, dass die beteiligten Staaten sich nach der von der Schule der Realisten theoretisierten Logik der Staatsräson verhielten, damit der kriegerische Konflikt austrag wahrscheinlich werde (Vasquez 1993: 153-197).<sup>10</sup>

Diese Thesen sind wenig überraschend, weil die Geschichtswissenschaft über diesen Kenntnisstand schon lange hinaus ist. Denn es ist ja gerade die Territorialität, die ein wesentliches Element des Prozesses der Formierung und Konsolidierung des neuzeitlichen Staatsystems in Europa und seiner Expansion in andere Weltgegen-

---

10 Dieselben Befunde wiederholt Vasquez dann acht Jahre später noch einmal in einem Überblicksartikel (Vasquez 2000) in einem von ihm herausgegebenen Sammelband.

den ausmacht (vgl. van Dülmen 1987; Ruggie 1993). Dass diese spezifische Form der Politisierung des Raumes deshalb mit den Kriegen der Staatsbildung und der Konkurrenz der Mächte in Zusammenhang steht, bedarf gar keines weiteren wissenschaftlichen Belegs (vgl. Wegner 2000: 14).

Zwei Ergebnisse von Vasquez' Arbeit sind indes bemerkenswert, durch sie wird nämlich auch für zwischenstaatliche Kriege die Frage nach der Bedeutung institutioneller Einbindungen aufgeworfen: Es klingt zwar schon nahezu tautologisch, wenn Vasquez resümiert, Kriege fänden nur dann statt, wenn die ihnen zugrunde liegenden Konflikte nicht durch nicht-kriegerische Mechanismen ausgetragen werden könnten – der Befund verweist jedoch auf eine gravierende Forschungslücke. Sie betrifft den relativen Rückgang zwischenstaatlicher Kriege. Warum diese Tendenz nach dem Zweiten Weltkrieg aufgetreten ist, bleibt bislang unbeantwortet, wenn man sich nicht mit einfachen liberalen Thesen der Eigendynamik von Normen begnügen möchte. Zwar behandelt Vasquez die sich aufdrängende Frage nicht, ob sich im internationalen System nach 1945 Institutionen oder Verfahren entwickelt haben, die die Verregelung von Konflikten erlauben, die sonst zu zwischenstaatlichen Kriegen geführt hätten; das Problem wird aber immerhin zum Thema.

Das andere bemerkenswerte Ergebnis der Arbeit von Vasquez betrifft die theoretische Orientierung. So sympathisch allen Nicht-Realisten Vasquez' Befund erscheinen mag, der Realismus sei eher Teil des Problems als seiner Erklärung, so bietet die Kriegsforschung bis heute keine wirkliche Alternative hinsichtlich des Vokabulars an. Vasquez hat diese Lücke bemerkt. Doch seine Entscheidung, auf Ausdrücke wie »great powers« zu verzichten und statt dessen unterscheidungslos nur von »states« zu sprechen, reicht als alternative sprachliche Strategie nicht aus. Das begriffliche Vakuum, das sich auftäte, wenn sich die Beschreibungssprache wirklich von der Terminologie des Realismus entfernen würde, kann so nicht gefüllt werden. Die Ergebnisse und Lücken der Kriegsforschung verweisen so auf generelle Missstände: Die Terminologie der Internationalen Beziehungen hat sich in vielerlei Hinsicht noch nicht von ihrem Gegenstand emanzipiert, sie beschreibt Konflikte und Prozesse der Machtbildung häufig nicht unabhängig von der Sprache der Akteure.

Wenn die quantitative Forschung nun den theoretischen Bestand der Internationalen Beziehungen nur unzureichend nutzt und widerspiegelt, dann ließe sich wenigstens vermuten, dass sich aus den vorliegenden theoretischen Beständen Hinweise für die Erklärung der oben genannten zentralen Befunde ergeben könnten. Aber auch dies ist nur mit großen Einschränkungen der Fall. Der Hauptmangel der Theorien Internationaler Beziehungen für die Erklärung der oben genannten Befunde über das Kriegsgeschehen nach 1945 besteht zunächst darin, dass sich die Aussagen dieser Theorien zum Thema Krieg auf den zwischenstaatlichen Krieg konzentrieren. Die Beschäftigung mit den unterschiedlichen Kalkülen, die in internationalen Konstellationen eine Entscheidung zum Krieg wahrscheinlich machen, hat inzwischen zwar ein beträchtliches intellektuelles Niveau erreicht (vgl. Fearon 1995). Dieser vor allem in den USA dominante Forschungsbereich verliert jedoch angesichts der nachlassenden Bedeutung zwischenstaatlicher Kriege an Relevanz und mag sich

noch im Bereich strategischer Studien als »politikberatend« zu legitimieren suchen.<sup>11</sup>

Selbst der Befund über den relativen Rückgang zwischenstaatlicher Kriege ist von den Theorien Internationaler Beziehungen noch nicht erklärt. Bisher gibt es keine größere Arbeit, die sich dieser Frage widmet. Das ist umso erstaunlicher, als aus allen gängigen Theorierichtungen hinreichende Anknüpfungspunkte für einen Vergleich der Plausibilitäten vorliegen. Modernisierungstheorien in der liberalen Tradition etwa würden das Ausbleiben zwischenstaatlicher Kriege als Errungenschaft der Moderne auffassen, weil in diesem Weltbild »Kriege und gewaltsam ausgetragene Konflikte als Teil der Vorgeschichte der zivilisierten Menschheit erscheinen« (Joas 2000: 180). Diese Entwicklung ließe sich aus einer liberalen Perspektive folglich als Ergebnis eines kollektiven Lernprozesses verstehen, analog etwa zu John Muellers (1989) Argumentation über das Ausbleiben des »großen Krieges« nach 1945 (vgl. Brzoska 2000: 237). So erklärt auch James Rosenau (1994: 120-130) das Verschwinden der »großen Kriege« durch vier Entwicklungen: durch die Ausbreitung neuer Normen, die zunehmende Komplexität der internationalen Situationen, die zu erwartende Lähmung von Regierungen durch inneren Widerstand und schließlich durch die nachlassende Bereitschaft, sich für Kriege zu opfern. In nahezu klassisch idealistischer Weise führt James Lee Ray (1989) das Verschwinden zwischenstaatlicher Kriege zwischen den westlichen Demokratien auf einen – eigentlich selbst erklärbungsbedürftigen – »moralischen Fortschritt« zurück (vgl. auch Mandelbaum 1998).

Eine weitere Erklärungsvariante ließe sich aus einem Theorem der Dysfunktionalität des zwischenstaatlichen Krieges zwischen entwickelten kapitalistischen Staaten ableiten, demzufolge die Konkurrenz der Ökonomien den Krieg der Mächte abgelöst hat (Siegelberg 1994: 125-127). Bürgerliche Verkehrsformen, die sich im Innern von Staaten durchsetzen, prägen dann auch ihr Außenverhalten. Ähnliche Argumente, die die Gerichtetheit nichtintendierter Prozesse betonen, hatte auch schon Norbert Elias (1988: 438-454) entwickelt.

Am schwierigsten würde die Erklärung sicher aus einer realistischen Perspektive gelingen. Eine solche Erklärung müsste wohl die disziplinierende Wirkung des Ost-West-Konflikts bzw. die hegemoniale Stellung der USA in den Mittelpunkt rücken, um zu erklären, warum zwischenstaatliche Kriege nach 1945 so stark an Bedeutung verloren haben.<sup>12</sup> Ein solcher Befund geriete allerdings rasch in einen interessanten Widerspruch zu den sonst prominent gesetzten Grundaussagen des Realismus: Denn

- 
- 11 Weite Teile der Kriegsforschung der Internationalen Beziehungen richten sich so an vermuteten oder realen sicherheitspolitischen Informationsbedürfnissen vornehmlich westlicher Regierungen aus. Der Klärungsbedarf einzelner Regierungen kann jedoch kein hinreichender oder gar richtungsweisender Impetus der sozialwissenschaftlichen Forschung sein, sondern diese muss sich an den Veränderungen der sozialen und politischen Wirklichkeit orientieren und dabei ein ausgewogenes Verhältnis unterschiedlicher Perspektiven und Akzentuierungen zu erreichen suchen. Es lassen sich jedoch auch außerhalb der USA genug Anzeichen dafür finden, dass sich dieser ambivalente Zusammenhang zwischen politischer Themensetzung und wissenschaftlicher Forschung weiter schließen wird.
  - 12 So etwa Martin van Creveld: »Der Rückgang großer zwischenstaatlicher Kriege, der in den letzten Jahren dieses Jahrhunderts noch immer zu beobachten ist, wurde vor allem durch die Einführung von Atomwaffen verursacht.« (von Creveld 1999: 372).

angesichts der zunehmenden Zahl innerstaatlicher Kriege wäre das Verhältnis von Anarchie und Ordnung offenbar genau umgekehrt, als es in realistischen Theorien gängigerweise behauptet wird: Nicht im internationalen System, sondern im Innern von Staaten wäre dann das höhere Maß an Anarchie zu finden.

Ließen sich so mit etwas Phantasie aus den theoretischen Beständen der Internationalen Beziehungen noch einige plausible und prüfungswürdige Ansätze zur Erklärung des Befundes über zwischenstaatliche Kriege aufstellen, so sind die Leistungen der Disziplin in Hinblick auf die anderen oben genannten Befunde ausgesprochen bescheiden. Zur wissenschaftlichen Behandlung innerstaatlicher Kriege hat die Disziplin bisher wenig beigetragen. Schon aus diesem Grund ist das Werk von Christopher Daase (2000) zu begrüßen, das sich explizit mit »Kleinen Kriegen« beschäftigt. Daases Hauptanliegen ist es, die Wirkung »kleiner« Ereignisse auf die Strukturen und Institutionen der »großen« internationalen Politik zu untersuchen und zu beleben. Diese These wird überzeugend dargelegt und begründet.

Daase unterzieht zunächst die Kriegsforschung der Internationalen Beziehungen einer grundsätzlichen Kritik. Ihre Staatsfixiertheit, die theoretisch fragwürdige Unterscheidung der Analyse-Ebenen *Individuum – Staat/Gesellschaft – internationales System*, die Wiederholung solcher Teilungen in der Agent-Struktur-Debatte gelten ihm als Hindernisse eines adäquaten Verständnisses des Gegenstandes nicht nur bei der Behandlung des Krieges, sondern der internationalen Beziehungen insgesamt. Daase nimmt dann den Begriff der Vergesellschaftung – in seiner Simmel-schen Fassung – zum Ausgangspunkt für die Konstruktion einer alternativen theoretischen Orientierung für die Internationalen Beziehungen, in der Kriege als Prozesse und als Teil des Wandels im internationalen System aufgefasst werden.

Daase geht es indes nicht um die Erklärung der Verbreitung oder der Entwicklung des Kriegsgeschehens, sondern um die Abschätzung der Wirkungen von Kriegen. Sein besonderes Augenmerk gilt dabei dem Typus des »Kleinen Krieges«, der offenbar in der strategischen Diskussion der Neunzigerjahre mindestens in den USA zu einem prominenten Thema geworden ist. Vorrangig fragt der Autor nach den Wirkungen des »Kleinen Krieges« auf die »Systemintegration« des internationalen Systems. Dabei werden neben Veränderungen im Völkerrecht drei Hauptkategorien für die Untersuchung ausgewählt, nämlich Kohäsion, Legitimität und die Gewaltkontrolle der staatlichen und nicht-staatlichen Akteure in »Kleinen Kriegen«. Daase untersucht in diesen Hinsichten den Kurdenkonflikt in der Türkei, den Konflikt Israels mit den Palästinensern und den Vietnam-Krieg der USA.<sup>13</sup> Seine im dritten Teil des Buches vorgestellten Hypothesen, die aus diesen Fällen generiert wurden, sind gedankenreich und in ihrer Eindeutigkeit sicher fruchtbar zu diskutieren (Daase 2000: 216-236). Dem Autor zufolge führen nämlich »Kleine Kriege« zur Abnahme der Kohäsion der staatlichen Akteure und zur Zunahme derselben bei sub-staatlichen Akteuren. Staaten verlören durch kleine Kriege tendenziell auch an Legitimi-

---

13 Man könnte kleinlich fragen, ob Daases Fallstudien wirklich die anvisierte Größe besitzen, oder ob es sich hier nicht doch um recht »große« Prozesse handelt, die eine breite internationale Aufmerksamkeit erfahren haben.

tät, unter anderem weil sie zur »schmutzigen Kriegsführung« neigten und damit ihre Legitimationsgrundlagen unterhöhltten. Umgekehrt gewännen sub-staatliche Akteure im Verlauf des Krieges gemeinhin an Legitimität. Schließlich sind die Wirkungen »Kleiner Kriege« in Hinblick auf die Gewaltkompetenzen und die Unterscheidung des Zivilen vom Militärischen unterschiedlich: Staaten, die in »Kleine Kriege« involviert sind, gestehen dem Militär eine größere politische Rolle zu und tendieren damit dazu, die Suprematie des Zivilen einzubüßen, während umgekehrt sub-staatliche Akteure häufig erst im Verlauf eines Krieges diese Trennung einführen. Diese und andere vom Autor herausgearbeiteten grundsätzlichen Wirkungen der »Kleinen Kriege« haben deutliche Konsequenzen für die Verfasstheit des internationalen Systems, indem sie fundamentale Prinzipien wie die Norm der Souveränität sowie andere Voraussetzungen des Staatensystems unterminieren.

Die Verknüpfung dieses Ansatzes mit den Analysen dreier »Kleiner Kriege« leistet Daase vielleicht etwas unvollständig. Es ließe sich sicher auch darüber streiten, ob die vermehrte Aufmerksamkeit für »Kleine Kriege« nicht doch eher mit großen Ereignissen zusammenhängt, nämlich mit dem Ende des Ost-West-Konflikts. Und sicher ließen sich Daases Befunde noch fruchtbar differenzieren. Doch davon bleibt das Verdienst seiner Arbeit unberührt, nämlich die soziologische Perspektive auf die internationalen Beziehungen zu verstärken, und die Verkürzungen und Reduktionismen der gängigen theoretischen Richtungen der Internationalen Beziehungen nicht nur erneut zu thematisieren, sondern darüber hinaus vorzuführen, wie der Wandel der politischen Strukturen des internationalen Systems kategorial innovativ gefasst werden kann.

Für die weitere wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Thema Krieg ist außerdem Daases Nachweis überaus bedenkenswert, dass sich Gewaltkonflikte und die von ihnen bewirkten Entwicklungen »weder allein auf die rationalen Entscheidungen der Akteure, noch auf die Wirkung der Struktur zurückführen lassen. Auch die individuellen Sinndeutungen der Akteure reichten für eine Erklärung nicht aus« (Daase 2000: 255). Der Autor plädiert deshalb dafür, die gängigen Kategorisierungen der Kriegsforschung zu verlassen, die Staatszentriertheit zu überwinden und die Prozesshaftigkeit des Krieges in theoretischer Hinsicht stärker zu berücksichtigen (Daase 2000: 75-89).<sup>14</sup> Daases eigener Beitrag zur »Theorie des Kleinen Krieges« (Daase 2000: 27-106) und zu der von ihm davon unterschiedenen »Theorie der Praxis des Kleinen Krieges« (Daase 2000: 213-255) beschränkt sich leider überwiegend

---

14 Leider setzt sich Daase nicht mit jenen Beiträgen auseinander, die in den vergangenen Jahren genau diese Perspektive verfolgt und ausgearbeitet haben. Nicht nur in der Ethnologie und der Soziologie, sondern auch im Umkreis der Internationalen Beziehungen selbst sind hierzu in den vergangenen Jahren ja eine Reihe von theoretischen Beiträgen entstanden, die bei Daase nicht auftauchen. Zu denken wäre hier im deutschen Sprachraum an die Arbeiten des Soziologen von Trotha (1999, 2000), des an derselben Universität wie Daase arbeitenden Ethnologen Georg Elwert (1997) und den dort entstandenen Sammelband »Anthropologie der Gewalt« (Koehler/Heyer 1998) oder die Arbeiten aus dem »Hamburger Ansatz« der Kriegsursachenforschung (Kurtenbach 1991; Siegelberg 1994; Jung 1995; Schlichte 1996), in dem der von Daase zentral gesetzte Begriff der »Vergesellschaftung« ebenfalls eine prominente Stellung einnimmt.

auf Bestimmungen *ex negativo*, also auf die Feststellungen von Desiderata und notwendigen theoretischen Umorientierungen, sowie einige Ergebnisthesen über den Wandel der Akteure und des internationalen Systems durch »Kleine Kriege«. Der Autor nimmt dabei lediglich seine eigenen Fallstudien als Grundlage für diese Verallgemeinerungen und versäumt es, sie mit einer größeren Fallzahl abzugleichen. Angesichts der Vielzahl von vorliegenden Untersuchungen zu einzelnen Kriegen und regionspezifischen Übersichten hätte ein solcher Abgleich nicht viel Arbeit bedeutet, aber zu einigen Revisionen geführt. So bleibt es das Hauptverdienst der Arbeit, innerhalb der Disziplin der Internationalen Beziehungen auf die Bedeutung von Wirkungszusammenhängen hinzuweisen, ohne deren Beachtung eine Theorie der Internationalen Beziehungen heute nicht mehr angemessen formuliert werden kann. Daase liefert darüber hinaus gleich eine vielversprechende Perspektive für eine entsprechende theoretische Umorientierung mit. Das ist besonders begrüßenswert, weil der in Daases theoretischem Entwurf zentral gesetzte Begriff der »Vergesellschaftung« auf eine erweiterte Perspektive führt, die neben den politischen Institutionen auch soziale Entwicklungen mit in den Blick nehmen kann, auf denen politische Regelungen einerseits aufruhen müssen, die sie andererseits aber auch stets mit unterschiedlichen Erfolgen zu beeinflussen suchen. Eine wünschenswerte Wirkung des »Kleinen Krieges« ist jedenfalls eine solche Erweiterung des theoretischen Spektrums der Internationalen Beziehungen.

#### 4. Königsweg »vergleichende Fallanalyse«?

Am Stand der Behandlung des Gegentands »Krieg« in den Internationalen Beziehungen lässt sich erkennen, dass ein wichtiges Kriterium für die Beurteilung des Forschungsstands die Kompatibilität des Erkenntnisstands mit den Befunden benachbarter Disziplinen ist, inner- wie außerhalb der Politikwissenschaft. In welchem Verhältnis die Arbeiten aus dem engeren Feld der Internationalen Beziehungen zu den auf Einzelfälle oder Fallgruppen von Kriegen bezogenen Analysen aus anderen Disziplinen stehen, ist jedoch eine in der Selbstbeobachtung der Forschung bisher selten thematisierte Frage. Das hängt mindestens teilweise mit dem Formwandel des Krieges zusammen: Innerstaatliche Kriege gehören dem traditionellen Verständnis der Internationalen Beziehungen nach nicht zu ihrem Gegenstand. Ihre Behandlung wird anderen Disziplinen zugeordnet, etwa *comparative politics* oder den diffusen »Regionalwissenschaften«. Schon wegen dieser – nicht dem Gegenstand geschuldeten – Arbeitsteilung sind innerstaatliche Kriege bisher kaum Forschungsthema der Internationalen Beziehungen geworden.

Weil sich die Bedeutung innerer Kriege für die internationale Politik aber doch nicht ignorieren lässt, wird in den Diskussionen der Internationalen Beziehungen die Entwicklung des Kriegsgeschehens häufig in allgemeinen Ausdrücken wie »Ende des Ost-West-Konflikts«, »ethnische Konflikte« oder »Kultatkämpfe« zusammengefasst. Viele dieser Kennzeichnungen halten schon einem oberflächlichen Abgleich mit der Wirklichkeit der Kriege, die unter diesen Begriffen subsumiert

werden, nicht stand.<sup>15</sup> Systematisch vergleichende Analysen scheinen noch das beste Palliativ gegen solche Vereinseitigungen zu sein.

Das zeigt sich in Publikationen wie in dem von François Jean und Jean-Christophe Rufin 1996 herausgegebenen Band »Economie des guerres civiles«. Die Autoren wenden sich gegen die gängigen verkürzenden Interpretationen des Kriegsgeschehens: So falsch es war, die bewaffneten Konflikte in Afrika, Asien und Lateinamerika vor 1990 als »Stellvertreterkriege« zu interpretieren, so irreführend ist es ihrer Ansicht nach, die Dynamiken der Gewaltkonflikte, die sich seitdem ergeben haben, mit dem Verweis auf kulturelle Differenzen erklären zu wollen oder sie als anomische Phänomene zu begreifen. In den Beiträgen des Bandes werden stattdessen die ökonomischen Strategien der Kriegsakteure untersucht, die durchaus auf Veränderungen der weltpolitischen Rahmenbedingungen reagieren. Die Herausgeber legen dabei Wert darauf, dass sie keine neue Vereinseitigung betreiben wollen. Es wäre leichtfertig, Konflikte auf ihre ökonomische Dimension zu reduzieren.<sup>16</sup> So heißt es im Vorwort der deutschen Ausgabe: »Für den Entscheidungsprozess ist die ökonomische Logik nicht die hauptsächlich bestimmende, sondern in der Sache liegt das Prinzip bei der Politik« (Jean/Rufin 1999: 9).

Eingeleitet durch einen Beitrag, der die Auswirkungen der Umbrüche des internationalen Systems auf das Kriegsgeschehen der Neunzigerjahre anregend zusammenfasst und zugleich die wesentlichen Merkmale zeitgenössischer Kriegsökonomien resümiert, enthält der Band eine Reihe von Analysen zu einzelnen Kriegen und zu ökonomischen Feldern, die regional übergreifend für das Kriegsgeschehen relevant geworden sind. Dazu sind neben dem internationalen Drogenhandel die humanitäre Hilfe und die Ökonomie der Diaspora- und Exilgemeinschaften zu zählen. Die durchweg empirisch reichen Fallstudien zu Libanon, Kurdistan, Afghanistan, Kambodscha, Bosnien, Liberia, Mosambik und Peru verdeutlichen die inneren ökonomischen Zusammenhänge der Kriege ebenso wie ihre jeweilige Einbettung in die Weltwirtschaft. Die Akribie und empirische Reichhaltigkeit der Einzelstudien und die reflektierte Zusammenfassung durch die beiden Autoren machen diesen Band zu einem der wichtigsten Beiträge zum aktuellen Kriegsgeschehen, der in den Neunzigerjahren erschienen ist.

Mit dem Ost-West-Konflikt gingen, so Jean und Rufin, auch die umfangreichen Programme der Militärhilfe zu Ende, die bis dahin eine wesentliche Ressource in den innerstaatlichen Kriegen der »Dritten Welt« gewesen waren. Die Entwicklung von eigendynamischen Kriegsökonomien ist daher wenigstens teilweise den

15 Der afrikanische Kontinent ist in dieser Hinsicht eine besonders beliebte Projektionsfläche. Prominente Beispiele für solche fragwürdigen Zuordnungen sind etwa die Kennzeichnung der Kriege in Ruanda und Burundi als »Stammeskriege«, die Reduzierung der Kriege im südlichen Afrika in den Siebziger- und Achtzigerjahren als »Stellvertreterkriege«, oder die Kennzeichnung der Konflikte im Tschad und Sudan als Konflikte zwischen den Kulturen des »arabisch-islamischen Nordens« und »christlich-animistischen Südens«. Eine lesenswerte Zusammenfassung dieser Befunde hat Mary Kaldor (1999) vorgelegt.

16 Das ist, wie Marchal (2000: 160) bemerkt, eine Tendenz in der in den vergangenen Jahren einsetzenden Literatur zur Thematik von Kriegsökonomien. Vgl. die annotierte Bibliographie in: [www.odi.org.uk/hpg/warecons](http://www.odi.org.uk/hpg/warecons); 20.3.2002.

Umbrüchen im internationalen System geschuldet. Und so wird in der Einleitung wie auch in jedem der Einzelbeiträge deutlich, wie trügerisch die Redeweise vom innerstaatlichen Krieg in Wahrheit ist. Denn nicht nur in der Genese der Akteurskonstellationen, auch in der materiellen Grundlage der Kriegsparteien ist das Kriegsgeschehen untrennbar in seine internationale Umwelt eingebunden. Seien es die Überweisungen von Exilanten, die Veräußerungen von Bodenschätzen und anderer Kriegsbeute zu Schleuderpreisen auf dem Weltmarkt oder die internationale *moral economy* der Hilfsorganisationen – jeder Krieg ist auf vielfältige Weise in internationale politische und ökonomische Konstellationen eingebettet. Das Bedingungsgefüge, das über die Chancen und Wahrscheinlichkeiten einer Eskalation oder einer friedlichen Regelung eines Krieges entscheidet, ist längst vollständig internationalisiert, weil Flüchtlingspolitiken und Marktregelungen ebenso wie die moralische Codierung von Konflikten durch Dritte diese Chancen mitbeeinflussen (vgl. Rufin 1999).

In seiner Fokussierung auf die Darstellung gegenwärtiger Kriege ist der von Jean und Rufin herausgegebene Band indes kein originär theoretischer Beitrag. Die Autoren wollen nicht die Entstehung von Kriegen erklären, sondern sie wollen die Strukturen herausarbeiten, die sich in Kriegen gegenwärtig entwickeln und zu ihrer Verlängerung beitragen.<sup>17</sup> Die Beiträge zeigen zugleich, wie stark die Forschung genötigt ist, in die Details der »Krieg« genannten Komplexe hineinzugehen, wenn sie empirisch gehaltvolle und innovative Beiträge hervorbringen soll.

Dass sich jedoch auch mit einer notgedrungen oberflächlicheren, aber breiten empirischen Basis in vergleichender Interpretation interessante Ergebnisse erzielen lassen, hat Kalevi J. Holsti mit seinem 1996 vorgelegten Werk »The State, War, and the State of War« bewiesen. Holsti kommt unter den hier vorgestellten Arbeiten in seiner Auseinandersetzung mit den Strukturproblemen postkolonialer Staaten dem Ziel, Hauptmerkmale des Kriegsgeschehens nach 1945 zu erklären, am nächsten. Auch er hält die aus den Erfahrungen der europäischen Geschichte gewonnenen Theoreme – also die Aussagen des Realismus – für wenig brauchbar, das Kriegsgeschehen nach 1945 zu erklären (Holsti 1996: 206) und konzentriert sich statt dessen auf die Form der Staatlichkeit als kriegsverursachendes Element.

Holsti beginnt seine Argumentation mit einer bündigen Kritik der gängigen Auffassung vom Krieg als einem organisierten gewaltsaufwendigen Konflikt zwischen Staaten. Diese Auffassung, die seiner Ansicht nach eng mit der prägenden Wirkung der europäischen Geschichte auf die Sprache und Auffassungsweisen der Disziplin zusammenhängt, sei jedoch für die Erklärung des Kriegsgeschehens nach 1945 vollkommen unangemessen. Nicht die Unsicherheit zwischen Staaten, sondern die innere Sicherheitslage von Staaten sei der Schlüssel zum Verständnis der Gewaltkonflikte nach 1945 (Holsti 1996: 14f). In den folgenden Kapiteln untermauert Holsti seine These nicht nur mit umfangreichem statistischem Material, sondern

17 Inzwischen haben weitere Autoren ähnliche Argumente zur Eigendynamik von innerstaatlichen Kriegen entwickelt (Waldmann 1995; Elwert 1997; King 1997; Keen 1998). Auf der Basis dieser Befunde lässt sich auch die durchschnittlich längere Dauer von innerstaatlichen Kriegen gegenüber zwischenstaatlichen erklären (vgl. Genschel/Schlüchte 1997).

auch mit einer eingehenden Interpretation des Formwandels des Krieges, die viele Argumente von van Creveld (1991) und anderen Autoren aufgreift. Der engen Beziehung von Kriegsführung und Staatsbildung in Europa stellt Holsti anschließend die durch den Kolonialismus grundsätzlich verschiedene Geschichte der Staatsbildung in anderen Weltregionen gegenüber (Holsti 1996: 61-81). Die restlichen Kapitel des Werks sind der internationalen Einbindung der überwiegend innerstaatlichen Kriege und dem Sonderfall der Kriegsentwicklung auf dem südamerikanischen Subkontinent gewidmet.

Für Holsti hängt das vermehrte Aufkommen innerstaatlicher Kriege mit dem Problem der »Weak states« zusammen, hinreichende Legitimität zu gewinnen. Die überwiegende Zahl der Kriege nach 1945 sind damit »caused fundamentally by a lack of legitimacy between rulers and the communities whom they rule« (Holsti 1996: xii). Direkt kriegsursächlich ist für Holsti der auch schon von Joel Migdal (1988) konstatierte Widerspruch zwischen staatlichen Monopolisierungsbestrebungen und den an allen möglichen Gemeinschaften ausgerichteten Loyalitäten. Die zunehmend auftretenden »wars of the third kind« hätten ihre Ursache allesamt im »paradox of state making and community survival« (Holsti 1996: 126). So bestätigt Holsti die Ansicht, die Konsolidierung vorausgesetzter Staatlichkeit sei der zentrale Konflikthintergrund des Kriegsgeschehens nach 1945 (Siegelberg 1994: 138). Holsti hat damit sicher eine der international avancierteren Arbeiten über den Zusammenhang des Kriegsgeschehens nach 1945 und den Prozessen der Staatsbildung vorgelegt.

So plausibel Holstis Erklärung zunächst erscheint, so kommt sie in der präsentierten Form einer Tautologie nahe, weil sie nicht weit genug geht. Der Legitimitätsmangel eines Staates und seine gewaltsame Herausforderung sind kaum auseinander zu haltende Komplexe, so dass Holstis Erklärung einen fast zirkulären Charakter bekommt: Schwache Staatlichkeit führt zu innerstaatlichen Kriegen, und innerstaatliche Kriege schwächen Staatlichkeit.<sup>18</sup> Holstis Art der Annäherung weist jedoch in die richtige Richtung: Nur aus einer historischen Perspektive, die die konkreten Konstellationen in den Blick nimmt, statt sich auf formale Definitionen und Operationalisierungen zu beschränken, ist die Erklärung politischer Phänomene wie gewaltsamer Konflikte in befriedigender Weise möglich. Leider versäumt Holsti es, seine Erklärung um ein entscheidendes Element zu erweitern, nämlich um eine Antwort auf die Frage nach der Ursache für die Unterschiede zwischen »weak« und »strong states«. Hierzu findet sich bei ihm allein das »state-strength dilemma«, demzufolge alle Versuche, die Stärke eines Staates zu erhöhen, Widerstände hervorriefen, die den Staat schwächten

18 Holsti arbeitet sein Argument auch für die Erklärung des »relativen Friedens« auf dem südamerikanischen Kontinent im 20. Jahrhundert aus. Dort hat es seit 1945 fast keine zwischenstaatlichen Kriege mehr gegeben. Die Konsolidierung der Staatlichkeit sei dafür die entscheidende Variable, denn weder geopolitische Konstellationen noch das geringe Maß zwischenstaatlicher Kooperation reichten aus, um mit realistischen oder liberal-institutionalistischen Argumenten dieses Faktum zu erklären (Holsti 1996: Kap. 8). Sein Argument steht aber in krassem Widerspruch zu dem erheblichen Ausmaß innerstaatlicher Gewalt, über- und unterhalb der Kriegsschwelle, an der staatliche Organe immer beteiligt sind (vgl. Waldmann 1994; Kurtenbach 1995).

(Holsti 1996: 117). Eine Antwort auf diese weiterreichenden Fragen nach den Bedingungen staatlicher Konsolidierung ist wohl nur möglich, wenn der theoretische Bezugsrahmen etwas weiter gespannt wird.<sup>19</sup> In der Tradition der historischen Soziologie, aber auch bei Joel Migdal (1988: 52-96) oder in den Arbeiten aus dem »Hamburger Ansatz« der Kriegsursachenforschung<sup>20</sup> lassen sich eine Reihe von Überlegungen dazu finden. Sie konzentrieren sich auf soziale Transformationsprozesse, die sich in politischen Umbrüchen äußern. Zentral für diese Interpretationsrichtung ist das Ausgreifen bürgerlich-kapitalistischer Vergesellschaftungsformen, die der mangelhaften politischen Institutionalisierung erst ihre Konfliktivität verleiht. In dem Maße, in dem traditionale Formen der Sozialintegration aufgelöst werden, aber nicht durch neue Integrationsformen und Institutionen kompensiert werden, wächst die Gefahr gewaltsamer Auseinandersetzungen. Solche »weiten« Theorien haben es natürlich leichter, denn sie erlauben es, weit gespannte Erklärungen für eine Vielzahl von Phänomenen vorzustellen, wenn auch zunächst immer um den Preis der Unvollständigkeit der Angaben über Bedingungen, die über den Unterschied zwischen gewaltsamer und nicht gewaltsamer Entwicklung entscheiden.

## 5. Formwandel des Krieges?

Die bei Jean und Rufin (1996) versammelten Analysen und Holstis (1996) Thesen lassen sich auch als Kommentar zu einer Interpretation lesen, die Martin van Creveld schon 1991 in einem vielbeachteten Werk skizziert hat. Van Creveld hatte darin von einer drohenden Tendenz der Ablösung staatlicher Herrschaftsformen durch neue Krieg führende Organisationen gesprochen (van Creveld 1991: 192). Das von ihm konstatierte Ende des »trinitarischen Krieges«, in dem sich Bevölkerungen, Armeen und Regierungen voneinander unterscheiden ließen, zeige sich im vermehrten Aufkommen von Kriegen geringer Intensität, die mit den klassischen militärischen und sicherheitspolitischen Instrumentarien nicht eingehetzt oder vermieden werden könnten. Mit diesen Thesen hat der israelische Militärhistoriker eine Debatte um einen Formwandel des Krieges angestoßen.<sup>21</sup>

Van Creveld hat in seiner Arbeit vielleicht als einer der ersten den Wandel des Kriegsgeschehens auf den Begriff gebracht: Die weit überwiegende Zahl der großen bewaffneten Konflikte nach dem Zweiten Weltkrieg kann mit der allgemein gewordenen Vorstellung des Krieges als eines organisierten Konfliktes zwischen Staaten gar nicht hinreichend beschrieben werden. Van Creveld arbeitet zunächst die

19 Zu ökonomischen Bedingungen dieses Problemfeldes heißt es bei Holsti nur lapidar: »There is undoubtedly a relationship between global capitalism and state weakness, as a large literature attests, but regrettably the nexus is indeterminate« (Holsti 1996: 140).

20 Vgl. hierzu Jung (1995), Schlichte (1996) und Siegelberg (1994) sowie die von Klaus Jürgen Gantzel initiierte Diskussion über den Ansatz in Heft 3, 1997, der Zeitschrift »Ethik und Sozialwissenschaften«. Eine Übersicht über die laufende Arbeit vermittelt die Webseite [www.akuf.de](http://www.akuf.de).

21 Vgl. die vom Exempel Jugoslawien etwas leichtfertig verallgemeinernden Thesen bei Kalendor (1999) sowie die dezidierte Gegenposition bei Kalyvas (2000).

Genese und Verbreitung dieses Bildes vom Krieg heraus, um es dann, episodisches Material anführend, zu kritisieren. Nach van Crevelds Analyse ist es gerade das instrumentelle Verständnis des Kriegs, wie es für Clausewitz' Werk charakteristisch ist, das im zunehmenden Maße unrealistisch geworden ist. Obwohl es das eigentliche Bestreben des Autors ist, die strategischen Konsequenzen dieses Wandels zu bestimmen, gelingt es ihm gleichsam nebenbei, einige zentrale Merkmale der Wirklichkeit des Krieges nach dem Zweiten Weltkrieg zu fassen, wie die nachlassende Rolle von Staatlichkeit in der Organisation der Gewalt oder das Verschwinden der Unterscheidung zwischen Kombattanten und Zivilisten.

Sein Werk widmet sich zunächst einer eingehenden Darstellung der strategischen Planungen für moderne Armeen, die seiner Ansicht nach sämtlich auf Vorstellungen beruhen, die sich bei Carl von Clausewitz idealtypisch formuliert finden. Van Creveld behandelt jedoch nicht nur strategische Auffassungen im engeren Sinne, sondern alle gängigen Unterscheidungen, die den modernen Auffassungen vom Krieg und seinen Regulierungen zugrunde liegen. Das Kriegsrecht (van Creveld 1991: Kap. 3) ebenso wie die Auffassung, im Krieg ginge es um die Durchsetzung von politischen Interessen sind seiner Ansicht nach Teile der modernen, mit der Herausbildung der staatlichen Organisation der Gewalt entstandenen Vorstellungen und Normen, die sich in den Kriegen der Gegenwart und der Zukunft zunehmend auflösen.

Trotz dieser verdienstvollen Befunde hat das Werk auch große Schwächen. Eine wirklich an der ganzen Fülle des empirischen Materials orientierte Analyse ist das Buch von van Creveld nämlich nicht, obwohl dieses Material ohne weiteres zugänglich ist. Statt dessen ergeht sich van Creveld etwas häufig in kaum belegbaren Thesen über die anthropologischen Grundlagen des Krieges, indem er etwa die um Ehre und Gefahr kreisende Legitimationslogik von Kriegern zur wahren Ursache von Gewaltkonflikten ontologisiert (van Creveld 1991: 157-170).

Doch ob nun die »Entstaatlichung des Krieges« (Münker 2001), das »Ende des trinitarischen Krieges« (van Creveld 1991: 193), tatsächlich das Aufkommen eines Typs des »neuen Krieges« (Kaldor 1999) bedeutet, hängt wesentlich davon ab, mit welchen Kategorien man das sonstige Kriegsgeschehen nach 1945 beschreibt, und welche Beobachtungszeiträume zugrunde gelegt werden. Alle in den vergangenen Jahren als »neu« herausgestellten Merkmale des Kriegsgeschehens haben eine lange Geschichte. Dies gilt für das Verschwinden der Unterscheidung zwischen Kombattanten und Nicht-Kombattanten ebenso wie für die Nicht-Staatlichkeit einer Vielzahl der Akteure und auch für die Formen des Gewaltaustrags, die sich seit langem vom klassischen Bild der »Schlacht« entfernt haben.

Die Begrifflichkeiten, in denen diese Veränderungen beschrieben werden, sind selbst rückgebunden an das zentrale politische Konzept, das in der Geschichte der Neuzeit für die Frage der Gewaltordnung relevant wurde: an den Staat. Insofern wäre es nötig, die »neuen Tendenzen« des Kriegsgeschehens der Neunzigerjahre mit dem Wandel von Staatlichkeit in den Regionen der »Dritten Welt« (vgl. Schlichte/Wilke 2000) ins Verhältnis zu setzen, eine Forschungsleistung, die noch aussteht.

Die Redeweise vom »neuen Krieg« droht sonst in neue Vereinseitigungen abzudriften. Das gilt besonders für die reduzierende These der Motivationen der Akteure

durch das Ökonomische. Denn so richtig es ist, die Veränderungen der ökonomischen Grundlagen und Wirkungen der aktuellen Kriege auf neue Konstellationen und Bedingungskomplexe hin zu untersuchen, so wenig berechtigen einzelne Befunde gleich zum Postulat eines Epochewandels. Eine Reduzierung der gegenwärtigen Kriege auf eine ökonomische Handlungsrationaleität könnte von der weiteren Entwicklung ebenso überrascht werden, wie es den Anhängern vergleichbarer Reduktionismen in den vergangenen Jahren ergangen ist. Im Kontext des Ost-West-Konflikts traf dies etwa auf die These von den »Stellvertreterkriegen« zu und danach auf die Globalformel vom »ethnischen Konflikt«. Die Vielfalt der sozialen Phänomene, die in zeitgenössischen Kriegen zum Ausdruck kommen, drängt jedenfalls dazu, auch die politischen und symbolischen Dimensionen der Kriege nicht zu vernachlässigen (vgl. Marchal 2000).

Das lässt sich an Fallstudien zur politischen Gewalt gut erkennen. Die Geschichte der Kriege in Afghanistan (Dorronsoro 2000), Algerien (Elsenhans 1974) oder selbst des Terrorismus in westlichen Gesellschaften (vgl. Mommsen 1982) zeigt viele Elemente dessen, was in jüngeren Arbeiten als neue Erscheinung dargestellt wird, nämlich die Eigendynamik innerstaatlicher Konflikte und die Aufhebung von Trennungen und Grenzen, die das klassische Bild des Krieges bestimmten. Vielleicht ist es plausibler, die als Belege angeführten Kriege als Prozesse der (Re-)Feudalisierung zu interpretieren, in denen sich historisch durchaus bekannte Mechanismen erkennen lassen (Jung 2000: 160-163), wie etwa die Verselbstständigung von Teilen des Apparates staatlicher Herrschaft.

## 6. Wie weiter mit der Forschung?

Die Wege der Forschung lassen sich nicht dekretieren. Doch diese kurze Übersicht macht erneut deutlich, dass es für die Bestimmung kriegsursächlicher Prozesse und ihre Zusammenführung zu einer Theorie des Krieges entscheidend darauf ankommen wird, bisher weitgehend getrennt verlaufende Diskussionen zusammenzuführen. Abschließend seien deshalb einige Überlegungen angeführt, die sich auf Methoden, Gegenstand und Theorie der Internationalen Beziehungen in ihrer Auseinandersetzung mit dem Thema Krieg beziehen.

Wie wichtig eine Reflektion der Methoden und ihres Verhältnisses zueinander ist, kann sicher als eine der Hauptlehren der wissenschaftlichen Beschäftigung mit dem Thema Krieg betrachtet werden. Der Nutzen, der sich aus dem reflektierten Gebrauch unterschiedlicher Herangehensweisen ergeben könnte, ist nicht voll ausgeschöpft. Bisher stehen sich Fallstudien, vergleichende Analysen und quantitative Makroforschung noch relativ unvermittelt gegenüber. Jede dieser Herangehensweisen hat ihre spezifischen Verdienste, aber eben auch blinde Flecken.

Die quantitative Makroforschung ist unverzichtbar, um die übergreifenden Trends zu erkennen und die Reichweite von Thesen über allgemeine Zusammenhänge zu überprüfen. Die Ergebnisse dieser Forschungsrichtung werden aber nicht mehr bereitstellen können als grobe Orientierungen. Die statistische Analyse der Kriegs-

entwicklung, die sich an den wenigen Theoremen abarbeitet, die die Theorien Internationaler Beziehungen bisher zu diesem Gegenstand vorgelegt haben, ist ungeeignet, um konkrete Zusammenhänge zu erforschen und kausale Verbindungen herzustellen. Quantifizierende Methoden finden ihre Grenzen nicht nur in Umfang, Validität und Zuverlässigkeit des Datenmaterials, sondern auch an der Schranke der Gesellschaftlichkeit des Gegenstandes, der nicht restlos formalisierbar ist.

Für die Erkenntnis einzelner Zusammenhänge, der konkreten Konstellationen werden Fallstudien über Ausgangsstrukturen, Verläufe und Ergebnisse von Kriegen unverzichtbar bleiben. Solche Einsichten sind nicht nur für die politikberatende Seite der Forschung von hoher Relevanz, indem sie es erlauben, die Wirkung politischer Maßnahmen in konkreten Kontexten abzuschätzen. Nur aus Fallanalysen lassen sich außerdem Hypothesen generieren, deren Allgemeinheit und Geltungsweite dann durch andere Verfahren und den Abgleich mit Ergebnissen aus anderen Einzeluntersuchungen genauer bestimmt werden können.

Eine zentrale, weil vermittelnde Position kommt fallvergleichenden Analysen zu. Der theoretisch informierte, systematische Vergleich erlaubt es, übergreifende Regelmäßigkeiten, *social mechanisms*,<sup>22</sup> einerseits von Besonderheiten zu isolieren, und andererseits solche Allgemeinheiten herauszuarbeiten, deren Geltung mit quantitativen Methoden genauer überprüft werden kann.

Eine solche am Gegenstand orientierte Forschung würde zudem fachwissenschaftliche Departementalisierungen und methodische Vereinseitigungen hinter sich lassen müssen. Denn die Forschung über Kriege leidet bis heute unter dem Fluch der Spezialisierung: Um Krieg und Gewalt kümmern sich Soziologen, Psychologen, Ethnologen, Historiker, die »Regionalwissenschaftler« und auch die von formalen Methoden dominierten Ökonomen. Ohne sich um die Einheit des Gegenstands zu kümmern, teilt sich die Wissenschaft auf, und jede Disziplin verabsolutiert dann die ihr eigenen Methoden, so dass anschließend eine Integration der Ansätze, der Theorien, Theoreme und Methoden unmöglich scheint.

Diese Ignoranz anderen Arbeiten gegenüber ist kostenlos, denn wissenschaftliche Relevanz ergibt sich nur über die Akzeptanz in den eigenen Fachdiskursen. So ist es möglich, dass sonst hervorragende Fallstudien die Diskussion über den Formwandel des Krieges vollständig ignorieren,<sup>23</sup> während die Autoren der Internationalen Beziehungen die minutiösen Beobachtungen von Ethnologen und Soziologen nicht beachten, sondern nur noch Fachkollegen als Referenzen anerkennen. In der Politikwissenschaft haben sich auch intern solche Trennungen etabliert, wie sie sich etwa im Problem der »Analyseebenen« von Individuum, Staat/Gesellschaft und internationalem System niederschlagen (vgl. Singer 1961; Mendler/Schwegler-Rohmeis 1989: 147-152). Die fachinterne Arbeitsteilung verdinglicht sich und wird anschließend zum theoretischen Problem. Und selbst im Bereich der Internationalen Beziehungen drohen die Spezialisierung und theoretische Ausdifferenzierung in ein

22 Vgl. zu diesem Begriff Elster (1997) und die Beiträge in Hedström/Swedberg (1998).

23 Das gilt für die sonst hervorragenden Analysen von Martinez (1998), Dorronsoro (2000) und Ellis (1999), sowie für die meisten ihrer Kollegen.

gegenseitiges Beschweigen einzumünden. Die Welt lässt sich eben in verschiedenen Theoriesprachen unterschiedlich beschreiben. Die Frage der Identität der Gegenstände der Erfahrung muss nicht thematisiert werden.<sup>24</sup>

Zu einer Verbesserung dieser Situation würde wohl auch eine kritische Überprüfung und mutmaßlich eine erhebliche Erweiterung des begrifflichen Apparates gehören, mit dem die Internationalen Beziehungen sich gegenwärtig dem Gegenstand Krieg nähern. Mittlerweile hat sich erwiesen, wie ungenügend Ausdrücke wie »ethnischer Konflikt« oder »Fundamentalisten« oder »warlords« für die Charakterisierung und Unterscheidung von Phänomenen, Akteuren und Institutionen sind, die zeitgenössische Gewaltkonflikte dominieren. Das gleiche gilt für jene Figurationen, die sich etwa nach der Beendigung von Kriegen aus lokalen Konstellationen, den Maßnahmen internationaler Organisationen und einzelner Staaten ergeben.

Über diese eher methodischen Konsequenzen hinaus lassen sich aus der Kritik der hier behandelten Werke aber noch einige Anmerkungen zur Bedeutung des Gegenstands »Krieg« für die Theorie der Internationalen Beziehungen ableiten. Sie beziehen sich zum einen auf die Historizität des Gegenstands und zum anderen auf Prozesse der Herrschaftsbildung. An der Behandlung des Themas »Krieg« lässt sich erkennen, dass in den theoretischen Diskussionen der Internationalen Beziehungen die Historizität ihrer Gegenstände noch gar nicht hinreichend thematisiert und auf ihre theoretischen Konsequenzen hin überdacht worden ist. Auch in den Internationalen Beziehungen lässt sich ein »Rückzug auf die Gegenwart« (Elias 1983) beobachten.

Wie sich aus den Befunden der Kriegsforschung ablesen lässt, ist die theoretisch begründete Unterscheidung von Epochen mit unterschiedlichen politischen Logiken jedoch eine unabdingbare Voraussetzung, um auf diesem für die Disziplin zentralen Gebiet zu plausiblen und überzeugenden Aussagen zu gelangen, die auch über die Fachgrenzen hinaus Bestand haben können. Gegenwärtig aber gibt es keine Theorie in den Internationalen Beziehungen, die die Geschichte ihres Gegenstands in einer Weise fassen würde, dass sich daraus für die Kriegsforschung hinreichend differenzierte Ansatzpunkte ergeben könnten.<sup>25</sup> Umgekehrt sind von einer vertieften Auseinandersetzung mit dem historischen Formwandel des Krieges wertvolle Beiträge zu einer solchen historisch fundierten Theorie zu erwarten.

Ahnliches gilt für die soziale Einbettung der Gegenstände der Internationalen Beziehungen. Unter den angeführten Arbeiten kann lediglich die von Christopher Daase (2000) auf einen Entwurf verweisen, der den Wandel politischer Formen – hier: organisierter Gewalt – in einen theoretisch reflektierten Zusammenhang mit gesellschaftlichen Veränderungen bringt. Auf eine grundlegendere und ausdifferenziertere Weise ist dies auch im »Hamburger Ansatz« der Kriegsursachenforschung geschehen,

24 Das ist natürlich eine genuin romantische Haltung: »So spinne sich jeder ein in sein Gespinst und überlasse es der Zeit, was dabei herauskomme« (C.D. Friedrich).

25 Das heißt nicht, dass es dazu gar keine verwertbaren Arbeiten geben würde. Zu nennen wären etwa die Arbeiten von Krippendorff (1987) und Siegelberg (1994), oder auch Duroselle/Renouvin (1953). Gegenwärtig leitet Heinz Duchhardt die Herausgabe eines neuständigen »Handbuchs der Geschichte der Internationalen Beziehungen«, von dem zwei Bände bereits vorliegen. Vgl. die Zwischenbetrachtungen in Schlichte/Siegelberg (2000).

indem dort der Prozess des Vordringens bürgerlich-kapitalistischer Vergesellschaftungsformen zur analytischen Achse der Untersuchung des Kriegsgeschehens gewählt wurde.<sup>26</sup> Damit sind wichtige Ausgangspunkte für theoretische Bemühungen gewonnen, die das Thema »Krieg« in größere Nähe zu anderen Diskussionen der Internationalen Beziehungen bringen können. Zu denken wäre hier beispielsweise an die Bemühungen, das Verhältnis zwischen Globalem und Lokalem theoretisch zu reflektieren, also etwa Formen der Räumlichkeit des Politischen jenseits der territorialen Logik zu bestimmen, oder die Wechselwirkungen kleiner sozialer Zusammenhänge mit ihren zunehmend internationalisierten Kontexten zu untersuchen.<sup>27</sup>

Ein enger interner Zusammenhang zwischen den Ergebnissen und Forschungsdesiderata der Kriegsforschung und den theoretischen Debatten der Internationalen Beziehungen kristallisiert sich auch für ein politikwissenschaftliches Kernthema heraus, nämlich für Prozesse der Machtbildung und ihrer Transformation. Der ungeklärte Widerspruch zwischen staatlicher Form und gesellschaftlichem Inhalt (erinnert sei hier an die o.g. Befunde von Holsti (1996), ebenso wie die Transnationalisierung der Handlungsfelder gewaltamer Akteure und die konzentrierten Aktionen der westlichen Staaten) verweisen auf Machtdynamiken und Prozesse der Herrschaftskonstitution, die mit den Kategorien und Ansätzen der Internationalen Beziehungen, die sich in der Forschung zu internationalen Institutionen und Regimen entwickelt haben, wohl nur eingeschränkt behandelt werden können. Diese Figurationen internationalisierter Macht und Herrschaft sind bisher kaum Gegenstand politikwissenschaftlicher Analyse geworden, obwohl die Situationen in Bosnien und im Kosovo, in Liberia und Kolumbien ebenso Kristallisierungskeime neuer Formen politischer Herrschaft sind wie die viel beschriebene Europäische Union.

Die theoretische Diskussion der Internationalen Beziehungen ebenso wie ihre konkrete Forschungsarbeit wird in Zukunft sicher daran gemessen, wie genau sie diese Prozesse erfasst und theoretisch verarbeitet.<sup>28</sup> Mit Beiträgen, die diese Veränderungen von Herrschaftsformen und Gewaltordnungen analytisch in den Blick nehmen und vergleichend untersuchen, würde es den Internationalen Beziehungen gelingen, den Anschluss an eine sozialtheoretische Debatte zu gewinnen, die gegenwärtig, auch in Deutschland, eher von Soziologen und Ethnologen geführt wird. In ihr geht es um nichts weniger als um die Interpretation der Moderne, in der die Rolle staatlicher und nicht-staatlicher Gewalt zu einer Schlüsselfrage geworden ist.<sup>29</sup>

---

26 Vgl. die Angaben in 14.

27 In diese Richtung bewegt sich die Arbeit des Verfassers zur »Mikropolitik bewaffneter Gruppen«, vgl. www2.hu-berlin/mikropolitik.

28 Aus dem Überblick über die Forschungen der sozialwissenschaftlichen Nachbardisziplinen und der Beiträge der Internationalen Beziehungen wird deutlich, dass das theoretische Programm, das sich unter dem Begriff der »Weltgesellschaft« in unterschiedlichen Schätzungen zu formieren beginnt, wohl am ehesten geeignet sein wird, diese theoretischen Herausforderungen aufzugreifen. Für den deutschen Sprachraum vgl. dazu Brock (2000), Jung (1995, 2000).

29 Zur Diskussion vgl. die Beiträge in Miller/Soeffner (1996) sowie Joas (2000) und Schlichte (2000b).

## Literatur

- Adorno, Theodor W.* 1987: Zur Logik der Sozialwissenschaften, in: Adorno, Theodor W./Albert, Hans/Dahrendorf, Ralf/Habermas, Jürgen/Pilot, Harald/Popper, Karl (Hrsg.): Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie, 12. Aufl., Neuwied, 125-143.
- Brock, Lothar* 2000: Modernisierung und Entgrenzung. Zwei Perspektiven der Weltgesellschaft, in: Schlichte/Siegelberg 2000, 281-303.
- Brzoska, Michael* 2000: Staat und internationales System im kurzen 20. Jahrhundert, in: Schlichte/Siegelberg 2000, 231-251.
- Daase, Christopher* 2000: Kleine Kriege – Große Wirkung. Wie unkonventionelle Kriegsführung die internationale Politik verändert, Baden-Baden.
- Dessler, David* 1991: Beyond Correlation: Toward a Causal Theory of War, in: International Studies Quarterly 35: 3, 337-355.
- Dorronsoro, Gilles* 2000: La révolution afghane. Des communistes aux talibans, Paris.
- Duroselle, Bertrand/Renouvin, Pierre* (Hrsg.) 1953: Histoire des relations internationales, 7 Bände, Paris.
- Elias, Norbert* 1983: Über den Rückzug der Soziologien auf die Gegenwart, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 35: 1, 29-40.
- Elias, Norbert* 1988: Über den Prozess der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen, Band 2: Wandlungen der Gesellschaft. Entwurf zu einer Theorie der Zivilisation, Frankfurt a.M.
- Ellis, Stephen* 1999: The Mask of Anarchy: The War in Liberia 1989-1997, London.
- Elsenhans, Hartmut* 1974: Frankreichs Algerienkrieg 1954-1962. Entkolonialisierungsversuche einer kapitalistischen Metropole. Zum Zusammenbruch der Kolonialreiche, München.
- Elster, Jon* 1997: Alchemies of the Mind. Rationalities and Emotions, Cambridge.
- Elwert, Georg* 1997: Gewaltmärkte. Beobachtungen zur Zweckrationalität der Gewalt, in: von Trotha, Trutz (Hrsg.): Soziologie der Gewalt (Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 37), Opladen, 86-101.
- Ettrich, Frank* 2001: »Neue Kriege« und die Soziologie des Krieges, in: Berliner Journal für Soziologie 10: 3, 391-403.
- Fearon, James D.* 1995: Rationalist Explanations for War, in: International Organization 49: 3, 379-414.
- Gantzel, Klaus Jürgen* 1981: Another Approach to a Theory on the Causes of International War, in: Journal of Peace Research 18: 3, 39-55.
- Gantzel, Klaus Jürgen/Meyer-Stamer, Jörg* (Hrsg.) 1986: Die Kriege nach dem Zweiten Weltkrieg bis 1984. Daten und erste Analysen, München.
- Gantzel, Klaus Jürgen/Schwinghammer, Torsten* 1995: Die Kriege nach dem Zweiten Weltkrieg bis 1992. Daten und Tendenzen, Hamburg.
- Geiss, Immanuel* 1972: Juli 1914: Kritischer Kommentar zu den Krisenstudien, in: Gantzel, Klaus-Jürgen/Kress, Gisela/Rittberger, Volker (Hrsg.): Konflikt – Eskalation – Krise. Sozialwissenschaftliche Studien zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges, Düsseldorf, 357-365.
- Geller, Daniel S./Singer, J. David* 1998: Nations at War. A Scientific Study of International Conflict, Cambridge.
- Genschel, Philipp/Schlichte, Klaus* 1997: Wenn Kriege chronisch werden. Der Bürgerkrieg, in: Leviathan 25: 4, 501-517.
- Hedström, Peter/Svedberg, Richard* (Hrsg.) 1998: Social Mechanisms. An Analytical Approach to Social Theory, Cambridge.
- Henderson, Errol A./Singer, J. David* 2000: Civil War in the Post-Colonial World, 1946-1992, in: Journal of Peace Research 37: 3, 275-299.

- Holsti, Kalevi J. 1996: The State, War, and the State of War, Cambridge.
- Husserl, Edmund 1982: Die Krisis der europäischen Wissenschaften und die transzendentale Phänomenologie. Eine Einleitung in die phänomenologische Philosophie, Hamburg.
- Imbusch, Peter 2000: Gewalt – Stochern in unübersichtlichem Gelände, in: Mittelweg 36: 9, 24-40.
- Jean, François/Rufin, Jean-Christophe (Hrsg.) 1996: Economie des Guerres Civiles, Paris.
- Jean, François/Rufin, Jean-Christophe (Hrsg.) 1999: Ökonomie der Bürgerkriege, Hamburg.
- Joas, Hans 2000: Die Modernität des Krieges, in: Knöbl/Schmidt 2000, 177-193.
- Jung, Dietrich 1995: Tradition-Moderne-Krieg. Grundlegung einer Methode zur Erforschung kriegsursächlicher Prozesse im Kontext globaler Vergesellschaftung, Hamburg.
- Jung, Dietrich 2000: Gewaltkonflikte der Moderne. Historisch-soziologische Methode und die Problemstellungen der Internationalen Beziehungen, in: Schlichte/Siegelberg 2000, 140-166.
- Kaldor, Mary 1999: New and Old Wars. Organized Violence in a Global Era, Cambridge.
- Kalyvas, Stathis N. 2000: »New« and »Old« Civil Wars: Is the Distinction Valid?, in: www.ceri-sciencespo.com/archive/mai00/artsk.pdf; 20.3.2002
- Keen, David 1998: The Economic Functions of Violence in Civil Wars (Adelphi Paper No. 320), Oxford.
- King, Charles 1997: Ending Civil Wars (Adelphi-Paper 308), Oxford.
- Knöbl, Wolfgang/Schmidt, Gunnar (Hrsg.) 2000: Die Gegenwart des Krieges. Staatliche Gewalt in der Moderne, Frankfurt a.M.
- Koehler, Jan/Heyer, Sonja (Hrsg.) 1998: Anthropologie der Gewalt. Chancen und Grenzen der sozialwissenschaftlichen Forschung, Berlin.
- Krippendorff, Ekkehart 1987: Internationale Politik. Theorie und Geschichte, Frankfurt a.M.
- Kurtenbach, Sabine 1991: Staatliche Organisation und Krieg in Lateinamerika. Ein historisch-struktureller Vergleich der Entwicklung in Kolumbien und Chile, Münster.
- Kurtenbach, Sabine 1995: »Kolumbianisierung« Lateinamerikas? Transformationsprozesse vom Krieg zum Frieden in komparativer Perspektive, in: Matthies, Volker (Hrsg.): Vom Krieg zum Frieden, Bonn, 45-67.
- Mandelbaum, Michael 1998: Is Major War Obsolete?, in: Survival 40: 4, 20-38.
- Marchal, Roland 2000: Atomisation des fins et radicalisme des moyens. De quelques conflits africains, in: Critique Internationale 5, 159-175.
- Martinez, Luis 1998: La guerre civile en Algérie, Paris.
- Mendlner, Martin/Schwegler-Rohmeis, Wolfgang 1989: Weder Drachentöter noch Sicherheitsingenieur. Bilanz und kritische Analyse der sozialwissenschaftlichen Kriegsursachenforschung, HSKF-Forschungsbericht 3/1989, Frankfurt a.M.
- Merritt, Richard L/Zinnes, Dina A. 1990: Foreword, in: Singer, David J./Diehl, Paul F. (Hrsg.): Measuring the Correlates of War, Ann Arbor, MI, v-x
- Migdal, Joel S. 1988: Strong Societies and Weak States. State-Society Relations and State Capabilities in the Third World, Princeton, NJ.
- Miller, Max/Soeffner, Hans-Georg (Hrsg.) 1996: Modernität und Barbarei. Soziologische Zeitdiagnose am Ende des 20. Jahrhunderts, Frankfurt a.M.
- Mommsen, Wolfgang J. 1982: Nichtlegale Gewalt und Terrorismus in den westlichen Industriegesellschaften. Eine historische Analyse, in: Mommsen, Wolfgang J. /Hirschfeld, Gerhard (Hrsg.): Sozialprotest, Gewalt, Terror. Gewaltanwendung durch politische und gesellschaftliche Randgruppen im 19. und 20. Jahrhundert, Stuttgart, 441-462.
- Mueller, John 1989: Retreat from Doomsday: The Obsolescence of Major War, New York, NY.
- Münkler, Herfried 2001: Die privatisierten Kriege des 21. Jahrhunderts, in: Merkur 55: 3, 222-234.

- Pfetsch, Frank R. (Hrsg.) 1991: Konflikte der Welt, 5 Bände, Freiburg.
- Pfetsch, Frank R./Rohloff, Christoph 2000: KOSIMO: A Databank on Political Conflict, in: Journal of Peace Research 37: 3, 379-389.
- Ray, James Lee 1989: The Abolition of Slavery and the End of International War, in: International Organization 43: 4, 405-439.
- Rosenau, James N. 1994: Neue Perspektiven in der Weltpolitik. Anmerkungen zur Antiquiertheit zwischenstaatlicher Kriege, in: Krell, Gert/Müller, Harald (Hrsg.): Frieden und Konflikt in den Internationalen Beziehungen. Festschrift für Ernst-Otto Czempiel, Frankfurt a.M., 116-132.
- Rufin, Jean-Christophe 1999: Le nouveau ordre local, in: Jean-Marc Balencie/Arnaud de la Grange (Hrsg.): Mondes rebelles. Guerres civiles et violences politiques, Paris, 11-34.
- Ruggie, Gerald 1993: Territoriality and Beyond: Problematizing Modernity in International Relations, in: International Organization 47: 1, 139-174.
- Sarkees, Meredith Reid 2000: The Correlates of War Data on War: An Update to 1997, in: Conflict Management and Peace Science 18: 1, 123-144.
- Schlichte, Klaus 1996: Krieg und Vergesellschaftung in Afrika. Ein Beitrag zur Theorie des Krieges, Münster.
- Schlichte, Klaus 2000a: Staatsbildung und Staatszerfall in der Dritten Welt, in: Schlichte/Siegelberg 2000, 260-280.
- Schlichte, Klaus 2000b: Wer kontrolliert die Gewalt?, in: Leviathan 28: 2, 161-172.
- Schlichte, Klaus/Siegelberg, Jens (Hrsg.) 2000: Strukturwandel Internationaler Beziehungen. Zum Verhältnis von Staat und internationalem System seit dem Westfälischen Frieden, Wiesbaden.
- Schlichte, Klaus/Wilke, Boris 2000: Der Staat und einige seiner Zeitgenossen. Zur Zukunft des Regieren in der »Dritten Welt«, in: Zeitschrift für Internationale Beziehungen 7: 2, 359-384.
- Shearer, David 1999: Africa's Great War, in: Survival 41: 2, 89-106.
- Siegelberg, Jens 1994: Kapitalismus und Krieg. Eine Theorie des Krieges in der Weltgesellschaft, Münster.
- Singer, David 1961: The Level-of-Analysis Problem in International Relations, in: Knorr, Klaus/Verba, Sidney (Hrsg.): The International System. Theoretical Essays, Princeton, NJ, 77-92.
- Singer, J. David 1990: Models, Methods, and Progress in World Politics: A Peace Research Odyssey, Boulder, CO.
- Singer, J. David 1991: Peace in the Global System: Displacement, Interregnum, or Transformation?, in: Kegley, Charles W. (Hrsg.): The Long Postwar Peace: Contending Explanations and Projections, New York, NY, 65-84.
- Singer, J. David 2000: The Study of War: A Natural History, in: Vasquez, John A. 2000, 7-22.
- van Creveld, Martin 1991: On Future War, New York.
- van Creveld, Martin 1999: Aufstieg und Untergang des Staates, München.
- van Dülmen, Richard 1987: Entstehung des neuzeitlichen Europa 1550-1648 (Fischer Weltgeschichte, Band 24), Frankfurt a.M.
- Vasquez, John A. 1993: The War Puzzle, Cambridge.
- Vasquez, John A. 2000a: What Do We Know about War?, in: Vasquez 2000, 211-234.
- Vasquez, John A. (Hrsg.) 2000: What Do We Know about War? Lanham, MD.
- von Trotha, Trutz 1997: Zur Soziologie der Gewalt, in: von Trotha, Trutz (Hrsg.): Soziologie der Gewalt (Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 37), 9-56.
- von Trotha, Trutz 1999: Formen des Krieges. Zur Typologie kriegerischer Aktionsmacht, in: Neckel, Sighard/Schwab-Trapp, Michael (Hrsg.): Ordnungen der Gewalt. Beiträge zu einer politischen Soziologie der Gewalt und des Krieges, Opladen, 71-95.

- von Trotha, Trutz* 2000: Gewaltforschung auf Popitzschen Wegen. Antireduktionismus, Zweckhaftigkeit und Körperlichkeit der Gewalt. Gewalt und Herrschaft, in: Mittelweg 36: 9, 26-36.
- Waldmann, Peter* 1994: Gewalt, Demokratisierung und die Rolle der Polizei, in: von Gleich, Albrecht/Krumwiede, Heinrich-W./Nolte, Detlef/Sangmeister, Hartmut (Hrsg.): Lateinamerika Jahrbuch 1994, Frankfurt a.M., 45-57
- Waldmann, Peter* 1995: Gesellschaften im Bürgerkrieg. Zur Eigendynamik entfesselter Gewalt, in: Zeitschrift für Politik 42: 3, 342-368.
- Wallensteen, Peter/Sollenberg, Margareta* 2000: Armed Conflict 1989-1999, in: Journal of Peace Research 37: 4, 635-649.
- Wegner, Bernd* 2000: Einführung: Was kann die Historische Kriegsursachenforschung leisten?, in: Wegner, Bernd (Hrsg.): Wie Kriege entstehen. Zum historischen Hintergrund von Staatenkonflikten, Paderborn, 9-21.